

Bildung

Sprungbrett aus der Armut?

Kinder, die in prekären Verhältnissen aufwachsen, sind in Bildungseinrichtungen benachteiligt. Armut schränkt ihre Teilhabe- und Entwicklungsmöglichkeiten massiv und nachhaltig ein – nicht nur auf materieller Ebene, sondern auch durch die emotionalen, sozialen und kulturellen Folgen von Armut.

Bildung und Armut werden in Österreich „vererbt“. Dafür verantwortlich ist u.a. die starke Prägung der schulischen Bildungsprozesse durch die jeweilige Herkunftsfamilie und ihre Ressourcen. Rund acht von zehn Kindern aus Elternhäusern mit hohem Einkommen besuchen die Unterstufe einer AHS. Aus armutsgefährdeten Haushalten wechseln lediglich zwei von zehn Kindern an eine höhere Schule. Obwohl theoretisch möglich, zeigt die Bildungsforschung, dass einmal eingeschlagene Bildungswege sehr selten korrigiert werden. In Österreich werden bereits mit zehn Jahren die Weichen für die weitere Bildungslaufbahn gestellt. Für die im internationalen Vergleich sehr frühe Trennung der Kinder zwischen Gymnasien und Mittelschulen sind weniger ihre Fähigkeiten als vielmehr die Entscheidung der Eltern und Empfehlungen der Lehrer*innen ausschlaggebend. Bildungsungleichheiten halten sich in Österreich auch deswegen so hartnäckig, weil Eltern

das Lernen ihrer Kinder sehr intensiv begleiten müssen und es wenige Plätze in Ganztagschulen gibt, die den Familien diese Arbeit abnehmen könnten. Nicht für alle Eltern ist diese intensive schulische Begleitung möglich.

Armut wirkt sich auf die Ernährung, Wohnqualität, Gesundheit, Kleidung, Lernressourcen und das Freizeitangebot von Kindern aus. Ist eine grundlegende Versorgung nicht gewährleistet, ist es für Kinder schwierig, sich unbelastet dem Lernen zu widmen. Unterstützungsangebote sind oft wenig bekannt oder werden u. a. aufgrund von Scham selten in Anspruch genommen. Auch Schulmaterial, Schulausflüge und außerschulische Aktivitäten wie Musikurse und Ferienreisen sind für benachteiligte Kinder kaum zu finanzieren. Sozialer Ausschluss in der Klassengemeinschaft und eingeschränkte soziale Kontakte sind ebenfalls Folgen der Kinderarmut.

Defizite und kulturelle Entwertung

Die Schule verschärft teilweise die Perspektivenlosigkeit und die wenig hoffnungsvollen Zukunftserwartungen armutsgefährdeter Kinder. Denn die Mittelschichtorientierung der Schule entwertet systematisch Kenntnisse, Sprachen bzw. Sprechweisen und Fähigkeiten von Kindern, die sich erfolgreich durch Lebensumstände kämpfen, die von materiellem Mangel gekennzeichnet sind. Es ist deshalb kein Wunder, dass ein defizitorientiertes Schulwesen auf armutsgefährdete Kinder wenig ermutigend wirkt. Die Kinder können sich mit den Mittelschichtwerten der Schule und den häufig aus der aufsteigenden Mittelschicht stammenden Lehrpersonen wenig identifizieren. Beschämende und bevormundende Erfahrungen tragen dazu bei, dass formale Bildungssettings im Lebensverlauf gemieden werden.

Dabei zeigt die Forschung zu Bildungsaufstiegen, dass gerade ermutigende Lehrpersonen, die an die Fähigkeiten eines Kindes glauben und eine Brücke zwischen Bildungsinstitutionen und schulfernen Herkunftsmilieus bauen, oft den entscheidenden Unterschied für seine Bildungslaufbahn machen. Auch die autobiografischen Texte von Didier Eribon und Édouard Louis haben vielen Leser*innen deutlich gemacht, dass Schulerfahrungen sowohl prekäre Lebensumstände verfestigen, als auch überschreiten können. Eine systematische Auseinandersetzung mit Klassismus in der Schule sowie der Verbindung von Klassismus und Rassismus, etwa in der Lehrer*innenbildung, würde zumindest die kulturelle Dimension von Armut stärker ins Bewusstsein heben.

Die Bildungspanik vor der Problemschule

Neben der frühen Selektion, dem erlebten und verinnerlichten Klassismus sowie dem fehlenden Ausbau an Ganztagschulen in Österreich sind es auch die nachteiligen Lernumgebungen, die dazu führen, dass sich Armut stark auf den weiteren Bildungsweg auswirkt.

Schulkinder finden an ihren Wohnorten sehr unterschiedliche schulische Lernmöglichkeiten vor. Trotz Gleichheitsidealen versuchen Eltern der Mittelschicht häufig, die eigenen Kinder gezielt in jenen Schulen unterzubringen, die für ihre Ausbildungsqualität bekannt sind und die besten Aufstiegschancen versprechen. Armutsbetroffene Kinder sehen solche Schulen eher selten von innen. Die Bildungsangst der Mittelschichteltern trägt dazu bei, dass manche Schulen mit gutem Ruf aus vielen Schulanmeldungen die besten Kinder auswählen können, während die sogenannten Problemschulen gerne gemieden werden. Dabei ist in der Bildungsforschung schon länger bekannt, dass in gemischten Klassen alle Kinder besser lernen.

Klassismus und Bildungsbenachteiligung verstärken sich an Schulstandorten mit wenigen Ressourcen. Ist die Konzentration von armutsgefährdeten Kindern an einer Schule hoch und haben sehr viele von ihnen einen hohen Förderbedarf, kann diese Schule nicht so funktionieren, wie sie es gewohnt ist. Heterogenität in der Klasse und fehlende Unterstützung der Familien sind für Lehrpersonen und den traditionellen Schulunterricht ein Problem. Benachteiligte Schulen bräuchten mehr finanzielle Mittel, um zusätzliche Förderangebote einzurichten und pädagogisches Unterstützungspersonal einzustellen.

Bislang werden die Herausforderungen der Standorte bei der Schulfinanzierung jedoch nicht berücksichtigt. Als Folge erreichen strukturell benachteiligte Schüler*innen an diesen Schulen deutlich seltener die Grundkompetenzen in Deutsch, Lesen oder Mathematik. Dabei zeigen Erfahrungen aus anderen Ländern, dass Schulleistungen mit einer bedarfsorientierten Schulfinanzierung nachweislich verbessert werden können.

Die Testindustrie wird es richten ...

Die geplanten standardisierten Leistungstests, die in Zukunft bereits im Alter von neun Jahren zum Einsatz kommen und den weiteren Bildungsweg der Kinder „leistungsbasiert“ vorhersagen sollen, werden nicht zu mehr Bildungsgerechtigkeit beitragen, wie die Forschung in anderen Ländern gezeigt hat. Zentrale Tests machen zwar individuelle Leistungsunterschiede sichtbar; die Nachteile eines Lebens in Armut, geringe schulische Förderung und strukturelle Ungleichheiten aber nicht. Kinder in benachteiligten Klassenlagen sind im Durchschnitt in den formalen Grundkompetenzen Lesen, Schreiben und Rechnen schlechter als sozioökonomisch und kulturell privilegierte Kinder. Das ist bekannt – und wird in Zukunft den einzelnen Kindern und ihren Familien als individuelle

Prognose für den weiteren Bildungsweg mitgegeben. Warum das so ist und welche kulturellen Kompetenzen armutsgefährdete Kinder statt Lesen gelernt haben, darüber erfahren wir auch durch die neuen „Kompetenzmessungen“ nichts. Sie verfestigen lediglich den Klassismus: Arme gelten als ungebildet und faul und es scheint, als müssten diese Kinder und ihre Familien durch besondere Druck- und Kontrollmaßnahmen zu mehr Bildung verpflichtet werden.

Schützt Bildung wirklich vor Armut?

Personen ohne (Berufs-)Bildung nach der Pflichtschule sind mit 22 Prozent doppelt so häufig von Armut betroffen als andere. Der Schluss, dass Bildung vor Armut schützt, ist aber nur teilweise zutreffend. In den letzten Jahrzehnten erreichen generell immer mehr Menschen höhere Bildungsabschlüsse. Daher werden niedrig qualifizierte Jobs zunehmend mit Personen besetzt, die früher als überqualifiziert gegolten hätten. Die Erzählung, dass mit Bildung Armut verhindert wird, stimmt nur auf der individuellen Ebene. Denn wenn die einen in mehr Bildung investieren, verlieren jene, die im „Bildungswettbewerb“ abgehängt werden.

Letztlich sind es die am meisten strukturell benachteiligten Bevölkerungsgruppen, die aufgrund von Armut, Diskriminierung am Arbeits- und Wohnungsmarkt, Nichtanerkennung ausländischer Abschlüsse oder der Entwertung ihrer Erstsprachen Bildungsbenachteiligung erfahren und jene schlecht bezahlten Jobs annehmen (müssen), von denen andere Gruppen mit mehr Privilegien versuchen, sich durch Bildungsaufstiege zu entfernen.

Mindestens ebenso viel, wie Bildung vor Armut schützt, führt Umverteilung zu Bildungsgleichheit – bleibt nur die Frage, wo man beginnt.

Barbara Rothmüller ist Soziologin, Social-Justice-Trainerin und wissenschaftliche Projektmitarbeiterin an der Sigmund-Freud-Universität Wien.

Philipp Schnell ist Soziologe und arbeitet in der Abteilung Bildungspolitik der AK Wien.